

Benedikts Brief an die Galater

Eine Analyse des Papstbriefes von Paul Badde/Die Welt

Vatikan (kath.net/DieWelt). Der Papst hörte nichts, als am 24. Januar unter seinem Fenster eine Bombe hochging, und er dachte auch nicht im Traum daran, dass die schlimmsten Wochen seines Pontifikats ausgerechnet an diesem Tag beginnen könnten, nachdem er vier Tage vorher vier gültig, aber nicht rechtmäßig geweihten Bischöfen in „einem leisen Gestus der Barmherzigkeit“ die Hand zur Versöhnung hingestreckt hatte, wie er heute sagt. Geschockt musste Benedikt XVI. in den Tagen danach zusehen, wie sich eine „Lawine von Protesten in Bewegung setzte, deren Bitterkeit Verletzungen sichtbar machte, die über den Augenblick hinausreichen.“

War er gelähmt? Er war wohl vor allem betrübt, dass „auch Katholiken, die es eigentlich besser wissen konnten, mit sprungbereiter Feindseligkeit auf mich einschlagen zu müssen glaubten.“ Doch das sagt er erst jetzt, 50 Tage später, in einem bewegenden Brief an alle Bischöfe der katholischen Weltkirche, in der er nun nach langem Schweigen die Vorgänge der letzten Woche aus seiner Sicht erklärt, um „auf diese Weise zum Frieden in der Kirche beizutragen“. Davon nämlich konnte in dieser Zeit wirklich nicht mehr die Rede sein.

Der Einfall zu dem Brief, der in der jüngeren Kirchengeschichte kein Vorbild hat, kam dem Papst deshalb erst am 20. Februar, als er in dem Priesterseminar Roms eine Stelle des Galater-Briefes des Apostels Paulus auszulegen hatte, wo auch schon von heftigstem Streit in der frühesten Kirche die Rede war (der Paulus sogar zu der Bemerkung hinriss, dass alle die, die in der Gemeinde Unruhe mit der Behauptung stifteten, dass Paulus von den Neugetauften weiter die jüdische Beschneidung verlange, sich doch gleich „selbst ganz entmannen“ lassen sollten).

Denn „ihr seid zur Freiheit berufen“, habe Paulus den Galatern damals zugerufen, und jetzt ergänzte der Papst: „Die Freiheit war zu allen Zeiten der große Traum der Menschheit – von Anfang an, aber besonders in der Moderne. Wir wissen, dass Luther sich von diesem Text des Briefes an die Galater inspirieren ließ und zu dem Schluss kam, dass die Ordensregel, die Hierarchie, das Lehramt ihm als ein Joch der Knechtschaft erschienen, von dem man sich befreien müsse. Später war die Zeit der Aufklärung vollkommen durchdrungen von diesem Wunsch nach Freiheit, die man endlich erlangt zu haben meinte. Aber auch der Marxismus behauptete von sich, ein Weg zur Freiheit zu sein.“

Über den richtigen und den falsch verstandenen Begriff und Gebrauch der Freiheit habe es in der Christenheit von Anfang an also sehr heftige Debatten und Streit gegeben, weshalb Paulus die Galater also schon im 1. Jahrhundert ermahnte „Wenn ihr einander beißt und verschlingt, dann gebt acht, dass ihr euch nicht gegenseitig umbringt“. Schon Paulus habe damals also auf Polemiken angespielt, die über all „dort entstehen, wo der Glaube zum Intellektualismus verkommt und an die Stelle der Demut die Anmaßung tritt, besser zu sein als der andere.“

Dass es heute Ähnliches gebe, könnten alle sehr wohl sehen, sagt Benedikt XVI. nun. „Ist es verwunderlich, dass

wir auch nicht besser sind als die Galater?“ fragt er danach. „Dass uns mindestens die gleichen Versuchungen bedrohen? Dass wir den rechten Gebrauch der Freiheit immer neu lernen müssen?“

Also nicht die Kritik der deutschen Bundeskanzlerin, nicht der Protest deutscher Theologen oder gar die Erklärung der Hirten (die mit ihren Stöcken in diesen Tagen oft mehr aufeinander los gingen, als auf die Wölfe, die um ihre Herden schlichen) sondern dieses Dokument aus der Frühzeit der Kirche hat den Papst im Februar auf den Gedanken gebracht, auch einen „Brief an die Galater“ zu verfassen, wo er umfassend vor allen Bischöfen zu den Turbulenzen der letzten Wochen Stellung nimmt, mit allen Fehlern, die dabei begangen wurden und die er freimütig einräumt – und um den komplizierten Vorgang der Aufhebung insgesamt zu erläutern, der nicht nur Frau Dr. Merkel, sondern auch vielen Bischöfen offensichtlich nicht mehr ganz klar und geläufig war.

Mit einem ähnlichen Schreiben hatte er schon vor zwei Jahren die Wiederfreigabe des alten Tridentinischen Ritus begleitet. Zu sagen, der neue Brief komme also 50 Tage zu spät, trifft die Lage dennoch nicht ganz. Dann nämlich hätte jener Konflikt ja unmöglich mitbedacht werden können, der durch den Streit um die Pius-Bruderschaft inzwischen wie Kontrastbrei viele Bruchlinien innerhalb der Kirche hat offenbar werden lassen.

Dass die Fehler, die er auf sich nimmt, von anderen gemacht wurden, deren Köpfe er dennoch nicht rollen lassen will, zeigt ein kurzer Blick auf die schiere handwerkliche Produktion solch eines Briefes durch Benedikt XVI. Denn der 81jährige hat ja auch heute noch keinen PC. Auch früher schrieb er schon nicht auf einer Schreibmaschine. Vielmehr nimmt er nach wie vor einen gespitzten Bleistift und ein weißes Blatt Papier, schreibt - wie an seinen Büchern immer „so regelmäßig und konzentriert weiter, wie eine Frau ihr Stickzeug wieder aufnimmt“ - und diktiert: „Liebe Mitbrüder im bischöflichen Dienst. Ausrufezeichen – Absatz.“

Die Aufhebung der Exkommunikation für die vier von Erzbischof Lefebvre im Jahr 1988 ohne Mandat des Heiligen Stuhls geweihten Bischöfe hat innerhalb und außerhalb der katholischen Kirche aus vielfältigen Gründen zu einer Auseinandersetzung von einer Heftigkeit geführt, Komma, wie wir sie seit langem nicht mehr erlebt haben. Punkt.

Viele Bischöfe fühlten sich ratlos vor einem Ereignis, Komma, das unerwartet gekommen und kaum positiv in die Fragen und Aufgaben der Kirche von heute einzuordnen war ...“, um dann kurz danach selbstkritisch fortzufahren: „Ich höre, daß aufmerksames Verfolgen der im Internet zugänglichen Nachrichten es ermöglicht hätte, rechtzeitig von dem Problem Kenntnis zu erhalten. Ich lerne daraus, dass wir beim Heiligen Stuhl auf diese Nachrichtenquelle in Zukunft aufmerksamer achten müssen.“

Dass Benedikt XVI. nun selbst bald im Internet surfen wird, wird danach dennoch keiner erwarten können. Er wird weiter mit Bleistift schreiben, doch selten so wie diesmal, wo er den Bischöfen unter anderem folgendes sagt: „Eine für mich nicht vorhersehbare Panne bestand darin, dass die Aufhebung der Exkommunikation überlagert wurde von dem Fall Williamson ...“

Der leise Gestus der Barmherzigkeit gegenüber vier gültig, aber nicht rechtmäßig geweihten Bischöfen erschien plötzlich als etwas ganz anderes: als Absage an die christlich-jüdische Versöhnung, als Rücknahme dessen, was das Konzil in dieser Sache zum Weg der Kirche erklärt hat. Aus einer Einladung zur Versöhnung mit einer sich abspaltenden kirchlichen Gruppe war auf diese Weise das Umgekehrte geworden: ein scheinbarer Rückweg hinter alle Schritte der Versöhnung von Christen und Juden, die seit dem Konzil gegangen wurden und die mitzugehen und weiterzubringen von Anfang an ein Ziel meiner theologischen Arbeit gewesen war.

Dass diese Überlagerung zweier gegensätzlicher Vorgänge eingetreten ist und den Frieden zwischen Christen und Juden wie auch den Frieden in der Kirche für einen Augenblick gestört hat, kann ich nur zutiefst bedauern.“ Dass der Papst die künstlich angefachte Krise des jüdisch-christlichen Dialogs jetzt – im Einvernehmen mit vielen Rabbinern – als nur „augenblicklich“ charakterisiert, werden ihm vielleicht auch nach diesem Schreiben noch viele verübeln.

„Eine weitere Panne, die ich ehrlich bedaure,“ sagt er dann, „besteht darin, dass Grenze und Reichweite der Maßnahme vom 21. 1. 2009 bei der Veröffentlichung des Vorgangs nicht klar genug dargestellt worden sind“, um danach in aller Klarheit den komplexen Vorgang einer Exkommunikation und ihrer möglichen Aufhebung darzustellen, die er – auch als eine Art Schachzug - vorgenommen hatte, um die sich immer weiter abspaltende Pius-Bruderschaft endlich zu einer unbedingt notwendigen Debatte über die Lehre der Kirche und all ihrer Konzilien zu zwingen. Als konkrete Maßnahme will er darum von nun an die Auseinandersetzung mit den Pius-Brüdern der Glaubenskongregation unterstellen, also dem Lehramt der Gesamtkirche. Kardinal Hoyos, der bisher für sie zuständig war, ist damit aus dem Spiel.

Den Pius-Brüdern wirft er unmissverständlich „Hochmut und Besserwisseri, Fixierung in Einseitigkeiten hinein.“ vor, deren Gemeinschaft (mit „491 Priestern, 215 Seminaristen, 6 Seminaren, 88 Schulen, 2 Universitäts-Instituten, 117 Brüdern und 164 Schwestern“) er gleichwohl nicht „wirklich beruhigt von der Kirche wegtreiben lassen“ möchte. Denn auch ihren erbitterten Gegnern innerhalb der Kirche, „die sich als große Verteidiger des Konzils hervortun, muss in Erinnerung gerufen werden, dass das II. Vaticanum die ganze Lehrgeschichte der Kirche in sich trägt. Wer ihm gehorsam sein will, muss den Glauben der Jahrhunderte annehmen und darf nicht die Wurzeln abschneiden, von denen der Baum lebt“.

Dass es „in der Diskontinuität äußerer Ereignisse“ in der Kirche immer auch um „die große Kontinuität ihrer der Einheit in allen Zeiten“ gehe, hatte er schon den römischen Seminaristen am 20. Februar eingeschärft, bei denen ihm

die Idee zu diesem Brief gekommen war. Ergreifender als solche Reflexionen sind jedoch nun jene Passagen, wo das Oberhaupt der Katholiken fast flehentlich ruft: „War und ist es wirklich verkehrt, auch hier dem Bruder entgegenzugehen, ‚der etwas gegen dich hat‘ und Versöhnung zu versuchen?“

Muss nicht auch die zivile Gesellschaft versuchen, Radikalisierungen zuvorkommen, ihre möglichen Träger - wenn irgend möglich – zurück zu binden in die großen gestaltenden Kräfte des gesellschaftlichen Lebens, um Abkapselung und all ihre Folgen zu vermeiden?“

Beunruhigend wird er auch da, wo er von dem Eindruck spricht, „dass unsere Gesellschaft wenigstens eine Gruppe benötigt, der gegenüber es keine Toleranz zu geben braucht; auf die man ruhig mit Hass losgehen darf. Und wer sie anzurühren wagte – in diesem Fall der Papst -, ging auch selber des Rechts auf Toleranz verlustig und durfte ohne Scheu und Zurückhaltung ebenfalls mit Hass bedacht werden.“

Hass auf den Papst? Davon hat in diesen Tagen keiner offen gesprochen, obwohl er allenthalben mit den Händen zu greifen war. Es ist dennoch kein wehleidiger Brief des alten Mannes, nur weil er hier freimütig zugibt, wie sehr ihn die Kampagne getroffen hat, die nach der Williamson-Affäre gegen ihn losgetreten wurde. „Demütig, überraschend und stark“ nennt ein unbekannter Autor den Brief am Mittoch in Rom im „Il Foglio“, wo erstmals und vorab schon Teile daraus an die Öffentlichkeit sickerten. Einen Brief wie diesen hat man von diesem Papst jedenfalls noch nie gelesen. Hier öffnet er sein Herz. Hier tritt er plötzlich aus seinem Amt ganz und gar als eigene zerbrechliche Person hervor, der zeigt, dass er Schläge und Schmähungen sehr wohl spürt, die auf ihm nieder gehen.

Von einem Martyrium will er deshalb nicht reden. Mehr noch als ein Brief über Hass und Liebe ist dieses Schreiben im Grunde ein apokalyptischer und prophetischer Brief, bei dem es seinen Kritikern ebenso wie seinen Anhängern den Atem verschlagen könnte, hier den alten Papst von „unserer Geschichtsstunde“ reden zu hören, wo „Gott aus dem Horizont der Menschen verschwindet und mit dem Erlöschen des von Gott kommenden Lichts Orientierungslosigkeit in die Menschheit hereinbricht, deren zerstörerische Wirkungen wir immer mehr zu sehen bekommen.“

Nicht die Rückeroberung des Heiligen, nicht die Bewahrung der Tradition, nicht die Überbrückung jenes verhängnisvollen Bruches zwischen einer so genannten vorkonziliaren und nachkonziliaren Kirche stehen also im Zentrum dieses Briefes, sondern der Glaube selbst, den er den Bischöfen hiermit noch einmal weltweit neu erklären will, „in unserer Zeit, in der der Glaube in weiten Teilen der Welt zu verlöschen droht wie eine Flamme, die keine Nahrung mehr findet“.

In dieser Stunde sei es „die allererste Priorität, Gott gegenwärtig zu machen in dieser Welt und den Menschen den Zugang zu Gott zu öffnen. Nicht zu irgendeinem Gott, sondern zu dem Gott, der am Sinai gesprochen hat; zu dem Gott, dessen Gesicht wir in der Liebe bis zum Ende im Gesicht des gekreuzigten und auferstandenen Jesus Christus erkennen.“